

Blätter aus Krain.

(Beilage zur „Laibacher Zeitung.“)

Die „Blätter aus Krain“ erscheinen jeden Samstag, und ist der Pränumerationspreis ganzjährig 2 fl. österr. Währ.

Die Träume.

Ich hab' geträumt von Fürstentrouen —
Und blieb ein armer Mann dabei,
Ich hab' geträumt von Liebeswonen —
Und fand kein Herz, das mir war treu.

Ich träumt' als Adler' mich zu heben
Bis an die Wolken schier hinan,
Und kroch als Würmlein in dem Leben
Nur mühsam weiter meine Bahn!

Die Bilder sind nun all' verschwunden
Sie machten Platz dem klaren Sinn —
Und lächelnd blick' ich auf die Stunden
Der eiteln Jugendträume hin.

Andree Weber.

Der Brückenbrand.

Eine Fälschungsgegeschichte aus dem 17. Jahrhundert.

Von Ludwig Fleiß.

(Fortsetzung.)

Zwischen Franz und Dora hatte sich mittlerweile ein Gespräch entwickelt, welches das Interesse beider in dem Maße fesselte, daß sie von den Vorgängen um sie her fast gar nichts merkten.

Franz hatte Dora mitgetheilt, was er soeben auf der Brücke gehört, und gestand nun, es sei ihm unmöglich, ferner ruhig zuzusehen, wenn die Herren ihr „schön thäten.“

Dora entgegnete, sie würde es auch lieber sehen, wenn die jungen Männer ihre Liebeswerbungen unterlassen wollten; allein es sei ihr unmöglich, ihnen dies ins Gesicht zu sagen. Das Geschäft erheische nun einmal eine gewisse Freundlichkeit zur Schau zu tragen.

„Ich wüßte wohl einen Ausweg,“ sagte Franz; „allein ich müßte überzeugt sein, daß er Dir angenehm ist, Dora.“

„Welchen Ausweg meinst Du denn?“ frug Dora.

Franz schaute ihr mit Innigkeit in die Augen, ergriff dann ihre Hand, und sagte halbleise: „Wenn Du recht bald mein Weib würdest.“

Dora erröthete und sagte in derselben Weise: „Ich hab' Dir ja bereits schon einmal gesagt, daß ich es werden will.“

„Ich weiß es, Dora,“ entgegnete Franz, „aber ich meine, es müßte recht bald geschehen. Denn wenn Du erst mir angetraut bist, dann werden Dich die jungen Liebesritter nicht mehr belästigen.“

„So sprich mit dem Onkel,“ jagte Dora.“

„Warum mit dem Onkel?“ frug Franz. „Warum nicht mit Deinem Vater?“

„Weil der Vater schon davon weiß, und nichts dagegen hat. Ich habe ihm Alles mitgetheilt. Der Onkel —“

„Was ist's mit Plauz?“ unterbrach sie Franz.

„Er ist mein zweiter Vater, ihm verdank ich sehr, sehr viel, und er hat mir auch gesagt, daß ich ihn einmal beerben soll,“ sagte Dora. „Du kennst seine hitzige Gemüthsart; wenn er nicht befragt würde, er wäre im Stande, mit seine Günst zu entziehen.“

„Es wird eine schwere Aufgabe für mich werden, Dora, denn er ist mir nicht besonders grün und auch ich habe keine besondere Zuneigung zu ihm,“ sagte Franz etwas verstimmt; „allein, es muß sein, ich sehe das ein. Ich werde gleich Morgen zu ihm gehen.“

„Sei nur recht artig und freundlich mit ihm; er wird hoffentlich nichts dagegen haben. Wenn er mich fragen sollte, werd' ich ihm schon sagen, daß ich keinem anderen Manne meine Hand gebe, als Dir.“

Dora sprach die letzten Worte mit einer Art von Leidenschaft; in ihrem sanften Auge lag es wie feste Entschlossenheit und ihre Wangen brannten.

Franz vernahm das Geständniß mit jubelndem Herzen; er wußte ihr nicht anders zu danken, als daß er ihre Hand fest in die seinige schloß und ihr zuflüsterte: „Dora, wie gut Du bist!“

„Was gibts denn da? Was soll das Gezißel? Was habt Ihr für Geheimnisse miteinander?“ ertönte plötzlich Plauz's Stimme, der von beiden unbemerkt hereingetreten war und mit seinem scharfen Auge sofort das ganze Verhältniß durchschaut hatte. Er hatte schon längst etwas gemerkt, aber diesmal erst war es ihm gelungen, die beiden Liebenden in flagranti zu ertappen.

Franz stand betroffen und Dora senkte die Augen zu Boden.

„Nun?“ frug Plauz, „wird Eins antworten? Was steht Du da, wie eine Gans, wenn's donnert? Und Du, Franz, warum bist Du so stumm? Hast doch eben dem Mäd'el so viel erzählt, und mir weist Du gar nichts zu sagen?“

Franz wollte eben antworten und Plauz geradezu seine redlichen Absichten gestehen, als auf der Straße ein furchtbares Geschrei, ein Rufen und Laufen entstand, welches den Wirth, der nichts anderes, als eine neue Schlägerei vermuthete, veranlaßte, das Liebespaar stehen zu lassen und sich in das untere Gastzimmer zu begeben.

Franz und Dora nebst allen Gästen folgten ihm, denn dem Geschrei nach mußte ein großes Unglück geschehen sein.

Die Herren an der Tafelrunde des Grafen W. C. Auersperg hatten, durch das Scheiden des Grafen Blagay und des Rittmeisters Widerkern wenig beirrt, ihren gelehrten Diskurs fortgesetzt.

Die Seele der Unterhaltung war Schönleben, der jüngere. Er war unerschöpflich an Mittheilungen aus der gelehrten Welt, aus der Geschichte und Literatur sowohl Deutschlands, als Italiens. Diese beiden Länder waren ja die Pflanzstätten der Wissenschaft und der Kunst, und die hervorragenden Träger der Bildung der damaligen Zeit hatten, nachdem sie in der Jugend deutsche Sitte und deutsches Wissen in sich aufgenommen, sich dem schönen Süden zugewendet, um dort ihre geistige Ausbildung zu vollenden.

Schönleben erzählte die Erlebnisse seines Aufenthaltes in Padua, er schilderte die Professoren und Gelehrten der dortigen Universität und beschrieb die Merkwürdigkeiten der Stadt in so anziehender Weise, daß die Zuhörer nicht müde wurden, seinen Worten zu lauschen. Am längsten und ausführlichsten verweilte er bei der Beschreibung des Stadthauses, des palazzo della ragione, das die Inschrift „*juris basilica*“ trägt, und wo sich ein Denkmal des in der Nähe Paduas gebornen Geschichtschreibers Livius befindet, dessen er mit besonderer Wärme erwähnte. Es zeigte sich da wieder seine Vorliebe für Geschichte und Geschichtschreiber, welche ein hervorragendes Kennzeichen seines Charakters bildete.

Auch auf italienische Kunst und Literatur kam er zu sprechen, und auf die Frage Edelheim's, ob neue Sterne am poetischen Himmel Italiens aufgegangen seien, bemerkte er: „Seit Torquato Tasso ist kein Gestirn erschienen, das denselben in Schatten gestellt hätte. Mich will überhaupt bedünken, als ob ein Stillstand eingetreten sei. Man lebt vom Ruhme der Vorfahren und selbst Alessandro Tassoni ist nur ein Epigone des großen Tasso; sein Poem „*la secchia rapita*“ ist gar nicht vergleichbar mit dem bewundernswerthen „*Gerusalemme liberata*.“

„Doch da fällt mir ein, daß mir mein Freund und Lehrer Matteo Fesch ein Sonett von einem jungen Dichter gegeben, welchem ich eine bedeutende Zukunft vorherzusagen möchte.“

Schönleben suchte in seinen Taschen und brachte endlich ein zerknittertes Papier hervor, auf welches das Sonett geschrieben war. Aufgefordert vom Grafen Auersperg und gebeten von den anderen Herren, es vorzulesen, erwiderte er: „Ich bin ein schlechter Vorleser in italienischer Sprache; aber wenn der Herr Syndicus die Güte haben wollten, so würde es mich freuen,“ und damit reichte er das Blatt Mugerle von Edelheim hin. Dieser nahm es auch und las das Gedicht mit lauter, klangvoller Stimme vor.

Italia! Italia! O tu cui feo la sorte
Dono infelice di bellezza, ond' hai
Funesta dote d' infiniti guai,
Che in fronte scritti per gran doglia porte.

Deh fossi tu men bella, a' almen più forte!
Onde assai più ti paventasse, o assai
T'amasse men, chi del tuo bello ai rai
Par che si strugga, e pur ti sfida a morte.

Che or giù dall' Alpi non vedrei torrenali
Scender d'armati, nè de sangue tinta
Bever l'onda del Po Gallici armenti.
Né te vedrei — — —

(Italia! o du, auf deren Auen
Der Himmel goß unsel'ger Schönheit Spenden,
So dir gebracht als Wittigist Leid' ohn' Enden,
Das klar geschrieben steht ob deinen Brunen.

Möcht' ich dich minder schön und stärker schauen!
Damit mehr Furcht und minder Lieb' empfänden
Die, so nach deinem Reiz sich schmachtend werden
Und dennoch dich bedrüh'n mit Todesgrauen.

Nicht fröhnen säh' ich von den Alpen weiter
Bewaffnet Volk, nicht mit den blut'gen Wogen
Des Po sich tränken Galliens Roß und Reiter,
Noch säh' ich dich — — —)

Eben hatte der Vorleser mit den Schlussversen des Sonett's begonnen, als die Thüre stürmisch aufgerissen wurde und ein Diener des Hauses, bleich und verstört herein kam. In der Thüre zeigte sich, auf's Höchste aufgeregt, ein Theil der übrigen Dienerschaft.

Graf Auersperg stand auf und frug: „Was gibt es, Was?“

„Herr,“ stammelte dieser, „ein Laufen und Schreien ist auf der Straße, als ob der Erbfeind vor den Thoren sei.“

„Narr,“ sagte der Graf, „die Türken sind weit von hier; man hat auch gar keine Nachrichten von ihrem Anmarsche. Es wird eine Kauferei sein.“

In diesem Augenblicke hörte man rasch auf einander folgende Glockentöne. Sie kamen von der kleinen Glocke, welche sich in dem Thurme auf dem landesfürstlichen Schlosse befand.

„Feuer!“ riefen Alle wie aus einem Munde.

Der Bürgermeister Schönleben und mit ihm die Tischgenossen erhoben sich sofort, ohne den Schluß des Sonett's anzuhören, nahmen ihre Mäntel und Barretts und verabschiedeten sich vom Grafen.

Dieser ließ sich rasch Schwert und Mantel reichen und folgte seinen Gästen hinaus auf die Straße.

Graf Blagay und der Rittmeister Widerkern waren auf ihrem Rückwege ziemlich einsilbig. Der Graf war verstimmt über den schlechten Ausgang seines Liebesabenteuers, und der Rittmeister ärgerte sich, weil ihm die Gelegenheit entgangen war, mit einer der Bürgerstöchter ein Liebesabenteuer anzufangen.

Als sie bei der Trantschen anliefen, machte der Rittmeister seinen Begleiter aufmerksam auf einen hellen Lichtschein, welcher aus dem Gemüßbogen der Trantschen zu kommen schien.

„Das ist das Licht aus der Wackstube,“ sagte der Graf.

„Aus welcher Wachtstube?“ frug Widerhern.

Der Graf belehrte seinen Freund, daß zwischen den Gewölben eine Wachtstube sei, wo Nachts ein Wachtmeister mit vierzehn Wächtern sich aufhalte; deren Aufgabe sei, über die allgemeine Sicherheit zu wachen, Schlägereien zu verwehren, bei Feuersgefahr Lärm zu machen und die Bürger zu wecken, ferner die Stunden in deutscher Sprache auszurufen. „Die Burschen werden spielen oder schlafen,“ setzte er hinzu.

„Aber der Lichtschein kommt von dort,“ bemerkte Widerhern, und aus dem dunklen Gewölbe auf die Straße tretend, rief er: „Die Brücke brennt!“

„Beide erhoben nun sofort den Ruf: „Feuer! Feuer! Hilfe! Feuer!“

Der Graf rannte zur Brücke, während Widerhern nach der Wachtstube stürzte. (Schluß folgt.)

Die Neujahrsfänger (Koledniki) in Krain.

Das Christenthum hat vielfach die alten heidnischen Gebräuche, welche unausrottbar im Volke wurzelten, sich angeeignet und im christlichen Sinne umgebildet. Ein Beleg hiefür geben uns die „Koledniki“ der Krainer und Südslaven überhaupt. Koleda oder auch Kalenda hießen ursprünglich bei den Slaven heidnische Feste, welche durch das Concil zu Constantinopel im Jahre 691 verboten wurden. Später nahm das Wort Koleda die Bedeutung eines Neujahrs-geschenktes an, dann wurde es in der Form Koledar gleichbedeutend mit „Kalender.“ Balvasor erzählt uns im VII. Buche seiner Chronik von den „Umsingern in Unterkrain. Er sagt, von St. Nicolai bis Lichtmess gehen aus jedem Kirchspiele gewisse Leute herum und singen, sowohl ledige, als verheiratete Männer, davon ein Theil mit Säbeln, Haden und dgl. bewaffnet ist, von 6 bis 15 Personen stark. Mann nennt sie von ihrer Berrichtung Koledneke, d. i. Singer (man sieht, daß Balvasor es sich mit der Erklärung leicht macht, die eigentlich nichts ist, als ein circulus vitiosus.) Sie sind den Sternsängern (zu dem Feste der h. 3 Könige) in Deutschland zu vergleichen. Was sie bekommen, heben sie auf bis Lichtmess, dann kaufen sie gelbes Wachs und machen daraus dünne Wachslichtlein, gleich den gemeinen Wachsföcklein. Daraus setzen sie dann eine ganze Figur zusammen, welche sie mit Kauschgold und Seide schmücken, auch mit Fähnlein, Sternen und allerlei Zierrath von gefotenen Birkenchwämmen und auf eine Stange setzen, welche sie dann in die Kirche tragen, um sie dort weihen zu lassen. Am Neujahrstag gehen sie mit Spielleuten um den Altar zum Opfer. Wenn ein schlechtes, misrathenes Jahr ist, singen sie nicht herum. Balvasor scherzt dann über die Händel, in welche die herumziehenden Koledniker von verschiedenen Kirchspielen oft gerathen und wobei sie „die Faust nicht in den Saß schieben, sondern wacker arbeiten“ lassen, und einander das „Fünffingerkraut“ zu „riechen“ geben, daher Mancher ein blaues Auge zum neuen Jahre, oder wohl gar ein so braungefärbtes Angesicht bekommt, daß man ihn der Farbe nach unter die Suite

der h. drei Könige aus dem Morgenland zählen könnte. Die Abbildung, die Balvasor von den Kolednikern gibt, ist interessant, indem sie uns die damalige Tracht Krainischer Bauern zeigt, welche von der jetzigen einigermassen absteht. Sie sind mit türkischen Säbeln und langen Haden bewaffnet, und Alle haben lange Bärte. Der Schauplatz ist eine Stadt und zwei Cavaliere in spanischer Tracht sind die Zuhörer.

Der alte Gebrauch scheint ein Jahrhundert nach Balvasor noch ziemlich unverändert sich erhalten zu haben. Im Jahre 1753 zogen die Koledniker, junge Burschen von 16—24 Jahren, noch immer Kerzen sammelnd herum, sie waren mit Feuerge- wehr bewaffnet, hatten Spielleute bei sich, kündeten ihre An- kunft in den Dörfern mit Losbrennen ihrer Gewehre an und brachten die Nächte mit Tanzen und Schlemmen zu, so daß dieses christliche Werk nach dem Ausbruche unseres Gewährsmannes oft in eine italienische Comödie (die Pantomime, welche mit Prügeln endet) sich zu verwandeln pflegte. In Kallias (Oberkrain) nahm der Supan den Burschen 3 Pistolen ab, wurde aber vom Verwalter der Herrschaft Egg deshalb gestraft, daher der Laibacher Kreishauptmann Anton Baron Lauffrer an die Regierung den Antrag stellte, das Sammeln solle nur durch ledige Bursche ohne Spielleute und Schießen vorgenommen werden. Auch der Kreishauptmann von Innerkrain klagte, daß die Bursche das Almosen ungestüm abfordern, dann einen Theil durch die Gurgel jagen. Die Burschen von Hrenowitz sam- melten auf diese Art zu Adelsberg 15 fl. und in den Dörfern feuerten sie Denjenigen, die ihnen eine Gabe verweigerten, blinde Schüsse in die Stuben ab. Demungeachtet finden wir im Jahre 1772 Berichte von Excessen durch Koledniker in Prem (Bezirk Feistritz), welche von Feistritz mit Erlaubnis des Dornegger Pfarrers und der dortigen Kirchenpräbste ausgegangen und mit Flinten, Pistolen, Hirschfängern und Meßern bewaffnet waren. Das Kreisamt beantragte, den Pfarrer mit 6, die Kirchen- präbste mit 3 Ducaten Jeden zu strafen. Auf dem Lande soll sich das Koledvanje noch jetzt erhalten haben, in der Stadt hat es aufgehört. Im Jahre 1849 zogen noch die Bewohner un- serer Krakau-Vorstadt zu Neujahr mit einem schön erleuchteten Stern durch die Stadt, blieben an mehreren Orten stehen und sangen die Koledha, von einer großen Menge Volkes be- gleitet.

Zum Schlusse fügen wir bei, daß dieser Gebrauch sich auch im Görzischen und vor nicht langer Zeit in Slavonien noch erhalten hat. Hier wurden Lieder gesungen, deren Refrain abwechselnd die Worte Koleda und Koledari bilden. Der Inhalt bezieht sich auf das Gedeihen der Feldfrüchte, des Viehs, der Wiesen. Einige beziehen sich auf die Göttin Lada der alten Slaven, die Liebesgöttin, welche hier ihre Rolle mit Ceres vertauscht zu haben scheint. Im Lausitz'schen bei den dortigen Wenden finden noch Umgänge zu Ehren dieser Göttin Statt, jedoch nicht in derselben Zeit, sondern im Be- ginnne des Sommers.

A. D.

Die Diptampflanze.

Zu Pfingsten war es, als ich jenes waldbreiche Gebiet Ungarns durchzog, welches sich südöstlich von Tokis zwischen mächtigen Anhöhen ausbreitet. Ein steiniger Pfad führte mich einem Berge zu; da wurde ich plötzlich von der Schönheit einer Pflanze gefesselt, die hart am Wege über niederes Gesträuch hinaus ihre prachtvolle Blüthentraube entfaltete. Es war die Diptampflanze.

Wohl war sie mir eine alte, oft erschaute Bekannte, aber auch stets eine so liebe, daß ich nie an ihr vorüberkommen konnte, ohne sie nicht mit immer neuem Wohlgefallen zu betrachten. Auch diesmal blieb ich in ihrem duftvollen Bereiche stehen und ergötzte mich an ihrer Pracht. Ja, wäre diese Pflanze kein wildes Kind unserer Berge, wäre sie der Vegetations-Decke irgend eines überseeischen Landes entnommen worden, wöhl eine bevorzugte Stelle würde sie nicht in unseren Blumengärten finden; allein so lastet auch auf ihr der Fluch, daß sie nicht weit her ist, und kaum einer geringen Beachtung würdigt sie die Blumisten!

So mochte ich gedacht haben, als sich mein Führer, ein deutscher Landmann, näherte. „Ja, das ist eine merkwürdige Blume“, sprach er geheimnißvoll; „sehen Sie, diese Pflanze, sie wächst allenthalben bei uns und blüht reich bis zum Festtage des heiligen Johannes, der auf den 24. Juni fällt; aber in der Nacht dieses geweihten Tages beißt der böse Feind von allen diesen Pflanzen das oberste Blümchen ab, aus eitel Bosheit darüber, daß der heilige Johannes bei uns in hohen Ehren gehalten wird. Aber das ist noch nicht Alles; sein giftiger Hauch bleibt noch lange danach an der Blume haften, und wenn man sich dann mit einem brennenden Hölzchen derselben nähert, so lodert der infernalisches Hauch in lichter Flamme auf; doch über die Blume hat er keine weitere Gewalt, und unverfehrt vom Feuer bleibt sie stehen.“

Ja, die Landleute sind gute Beobachter der Natur; aber was sich ihr befangener Verstand nicht zu erklären vermag, das schreiben sie in ihrer Naivetät gar zu gerne einem übernatürlichen, am liebsten einem satanischen Einflusse zu. Wohl wird dabei der Kreis der Volkssage erweitert, aber zugleich auch auf Kosten der Religion der religiöse Aberglaube gepflegt und genährt.

Ist die oberste und letzte der zahlreichen Blumen eines Diptamstocdes zur vollsten Entwicklung gelangt, dann neigt sich ihr Stielchen und gibt dem Blütenstande das Ansehen, als wäre es seines Endblümchens beraubt. Natürlich ist dieser Vorgang an keinen bestimmten Tag gebunden, am wenigsten bei allen Pflanzen zugleich, obwohl er gegen das Ende des Juni stattfindet. Zu dieser Zeit hat auch die fernere Blütenentwicklung aufgehört, und leicht kann man dann den Blütenstand durch eine genäherte Flamme zur Entzündung bringen, eine Erscheinung, welche durch die Berichte der Tochter Linné's zuerst bekannt wurde. An den Stielen der Blütenkelche und auch an dem obern Theile des Stengels haften nämlich zahlreiche kleine braunröthliche Drüsen, welche ein ätherisches Del absondern. Beim Ausblühen der Pflanze nur wenig entwickelt, erreichen sie ihre gänzliche Ausbildung kurz nach dem Abblühen derselben. Naht man zu solcher Zeit dem Stengel mit einer Flamme, so entzündet sich das ätherische Del, blizähnlich verbreitet sich die züngelnde Flamme, hüpfend von Drüse zu Drüse, dabei einen prägnanten, dem Weihrauche nicht unähnlichen Geruch verbreitend, von welchem sensible Personen unangenehm afficirt werden. Eben so schnell, wie sie erschienen, ist inzwischen die Feuer säule wieder verschwunden, ohne die Pflanze versengt zu haben; aber das ätherische Del hat sie so vollständig verzehrt, daß sich keine Pflanze zum zweiten Male entzünden läßt. Dies

ist das Wunder des „infernalisches Hauches“, es zerfliehet, wie jedes andere, vor der Leuchte der Aufklärung.

Der weiße oder gemeine Diptam (*Dictamnus albus* L.) Diese schöne ausdauernde Pflanze wächst in den Wäldern oder bergigen Gegenden des mittägigen Europa, wo sie zur Zeit der Blüte, im Mai und Juni, mit ihrem starken, an die Citrone erinnernden Dufte die Lüste schwängert. Weiß, dick und ästig ist ihre Wurzel. Aus dieser treibt sie einen zwei bis drei Fuß hohen, astlosen, röthlich gestreiften Stengel, an welchem sich gefiederte Blätter von der Gestalt jener der Esche entwickeln, woher die Pflanze auch den Namen „Nischer- oder Escherwurzel“ erhalten hat. Die lebhaft grünen, glänzenden und mit durchschimmernden Punkten markirten Blätter bilden einen reizenden Laubbusch, über welchen sich der noch reizendere Blütenstand erhebt, dessen Blumen weiß, mitunter rosa angehaucht und purpurroth gestreift, sich zu einer Blüthentraube vereinigen. Jede einzelne Blume, eine unregelmäßig sich öffnende fünfblättrige Krone, entspringt einem ebenfalls fünfblättrigen schwarzröthlichen Kelche und umhüllt zehn sich niederbeugende Staubfäden und deren vierseitigen Staubbeutel.

Es konnte nicht fehlen, daß man in einer Pflanze von so auffälligem Aussehen Heilkräfte suchte und solche auch in ihrer Wurzel als gefunden betrachtete. Letztere, im April oder Mai frisch gesammelt, ist länglich, fleischig und saftig. Sie besteht als vorwaltende Bestandtheile bitteren Extractivstoff, ätherisches Del und Harz, welche sich durch einen bitteren, scharfen, gewürzhaften Geschmack und einen starken, widrigen, bocksartigen Geruch äußern. Dies sind die Potenzen, die man gegen mancherlei Krankheiten als tonisch-reizende und erregende, die Verdauung fördernde und selbst die Würmer vertreibende Mittel wirken läßt, und zwar in Form von Aufgüssen der getrockneten Wurzelrinde, die freilich schon durch das Trocknen Geschmack und Geruch zum größten Theile einbüßt.

Soll der Diptam in einem Garten eingebürgert werden, so kann es sowohl durch Samen, als auch durch Wurzeltheilung geschehen. Der Same wird im Herbst in Töpfe gesät, welche vor Frost zu schützen und beständig feucht zu erhalten sind. Im Frühling werden die jungen Pflänzchen an sonnige Stellen des Gartens versetzt, wo sie jedoch meist erst im dritten Jahre zur Blüte gelangen. Minder umständlich ist die Verpflanzung durch Wurzeltheilung im Herbst. (N. Fr. Pr.)

Verwendung der Klette in der Industrie.

Die Samenkapsel der Klette, dieser sehr wenig beachteten Pflanze, liefert heutzutage ein gesuchtes Material zum Polstern. Faßt man eine Samenkapsel der Kletten im reifen und trockenen Zustande bei ihrem Stiel in der einen Hand und mit den Nägeln des Daumens und Zeigefingers der anderen bei einer Art kleinen Nabel, der sich in senkrechter Richtung über dem Stiele befindet, so läßt sich die mit feinen Stacheln besetzte Hülle, welche eben die Samenkapsel bildet, zu einer spiralförmigen Locke von zehn Bindungen und mehr auseinanderziehen. Diese spiralförmigen Locken sind außerordentlich elastisch, umso mehr, je mehr deren zusammen sind; sie behalten diese Elasticität jahrelang, so daß sie von den Tapezierern in England und Amerika bereits mit Vortheil zum Polstern von Schemeln, Kissen, Kopfkissen, Arm- und Rücklehnen etc. verwendet werden. Da die Kletten zu diesem Behufe trocken sein müssen, ehe man sie sammelt, so fällt die Zeit ihrer Einheimung in den Anfang des Winters, wo andere Erwerbszweige aufhören, und es dürfte daher für Manchen nicht unerheblich sein, von diesem neuen Handelsartikel Kunde zu erhalten.